



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse: Eine Dienstreise nach dem Orient : Erinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Boffe

(Fortsetzung)



Unter den vielen höhern Geistlichen, die auf dem Schiffe waren, zogen drei hervorragende Ausländer die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Nicht bloß durch ihre Stellung, sondern auch durch ihre Person. Das waren einmal der schon erwähnte Bischof von Christiania D. Bang, sodann sein schwedischer Amtsbruder, der Bischof von Wisby D. von Schéele und der Vertreter der evangelischen (unierten) Synode von Nordamerika D. Menzel aus Richmond in Virginien, jeder in seiner Art ein ausdrucksvoller Typus, alle drei aber von einer höchst wohlthuenden Innigkeit, voll reicher Lebenserfahrung und hervorragender allgemeiner wie theologischer Bildung. Es war eine Freude, mit diesen Männern zu verkehren. Nicht minder günstig war aber auch der Eindruck, den das taktvolle und anziehende Auftreten unsrer deutschen Geistlichen machte, an ihrer Spitze zahlreiche Generalsuperintendenten oder andre geistliche Würdenträger. Es wird heutzutage vielfach über unsre evangelischen Geistlichen geklagt, und die Klagen mögen in Bezug auf viele, namentlich jüngere Theologen auch hie und da begründet sein. Hier auf dem Schiffe gab kein einziger der mitreisenden Geistlichen, von den Bischöfen an bis zum jüngsten Hilfsprediger oder Kandidaten irgend einen Anstoß oder einen Anlaß zur Klage. Im Gegenteil. Die morgens und abends gehaltenen Andachten waren, wenn auch nicht alle auf gleicher Höhe, tadellos, den Verhältnissen durchaus entsprechend und bei aller Tiefe der Schriftanwendung einfach, schlicht, wahr und erbaulich. Darüber war unter den mitreisenden Nichtgeistlichen, auch unter den Damen, nur eine Stimme. Und es waren doch Elemente auf dem Schiff, deren Ansprüche in dieser Beziehung nicht gering und deren kritische Bemerkungen sonst recht scharf und unverblümt waren. Man hat selten Gelegenheit, eine so große Anzahl hervorragender Theologen tagelang in ihrem Verkehr mit andern und untereinander, in ihrer Unbefangenheit und ihrem Sichgeben zu beobachten. Ich kann nur sagen, daß der Gesamteindruck günstiger war, als ich zu hoffen gewagt hatte. Solange die evangelische Kirche noch eine so große Zahl tüchtiger, im thatkräftigen Glauben gegründeter und fein gebildeter Männer hervorbringt, braucht man an ihrer Zukunft nicht zu

verzagen, soviel unerfreuliche Einzelerfahrungen auch die Hoffnung auf eine gesunde, das Volksleben wieder mächtig durchdringende Entwicklung der evangelischen Kirche trüben mögen.

Als wir uns beim Auslaufen aus dem Hafen von Genua zum erstenmal in dem Speisesaal des Schiffes zum Frühstück versammelt hatten, war der Blick in das bunte, fröhliche Treiben, das den großen Raum erfüllte, höchst anmutig und erfreulich. Freilich nur für kurze Zeit. Denn schon während des Essens, sobald wir aus den mächtigen Hafenmolen hinaus waren, wurden die Bewegungen des Schiffes viel stärker. Man hatte, um das Rutschen des Geschirrs und das Umfallen von Flaschen und Gläsern zu verhüten, die üblichen hölzernen Rahmen auf die Speisetische gelegt, aber auch dieser Schutz reichte nicht aus gegen allerhand ergötzliche Verwirrung und Unordnung, die durch das starke Schwanken des Schiffes veranlaßt wurde. Und dabei waren wir doch immerhin noch unter dem Schutze des nahen Landes. Schon während des Essens lichteten sich die Reihen im Speisesaal ganz auffallend. Als wir nach Tisch wieder auf Deck stiegen, sah man hier und in den offenen Kabinen überall seekrankte Mitpilger und Pilgerinnen liegen, seufzend, stöhnend und jämmerlich anzusehen. Ich hatte das Glück, von der Seekrankheit völlig verschont zu bleiben. So sehr mich das offenbare Elend der leidenden Gefährten dauerte, soweit überwog doch die Freude und der Genuß an dem über alle Beschreibung großartigen Anblick, den das sturmgepeitschte, wild erregte Meer uns darbot. Noch sahen wir deutlich zu unsrer Linken die wundervoll beleuchteten Berge und Ortschaften der Riviera di Levante, von Porto fino, Rapallo usw. Das Meer erschien tief dunkelblau; schäumend überstürzten sich die haushohen Wellen. Man wurde nicht müde, in diese gewaltige Bewegung hineinzusehen und die unablässig wechselnde Farbenpracht der Wellen zu bewundern, die oben in weißem Schaum und Gischt sich überschlugen und dann alle Abstufungen der Farbe vom tiefsten Dunkelblau bis zum hellen Azurblau zeigten. Dazu schien die Sonne, und über den einzelnen Wellen zeigten sich die Farben des Regenbogens. Das Schiff fuhr zwar nicht besonders schnell, aber sicher und verhältnismäßig ruhig. Die starken Bewegungen des Schiffes von hinten nach vorn, das sogenannte Stampfen, waren den meisten Reisenden weit weniger unangenehm als das Schlingern, die Bewegungen von links nach rechts und umgekehrt. Zuweilen wurden diese Bewegungen, die mich nicht weiter genierten, freilich bedenklich stark, so sehr, daß einmal eine ganze Reihe von Stühlen mit den Personen, die darauf saßen, umstürzten. Das gab einen so argen Schlag, daß wir um einzelne Herren und Damen große Besorgnis hatten. Bis auf ein verwundetes Knie und einen ausgerenkten Arm war indessen noch alles gut gegangen. Auch ich war mit meinem Rohrstuhle nach vorn geschleudert worden, hatte aber die Füße vorgestreckt und war mit einem starken Ruck gegen die Schanzkleidung des Schiffes davongekommen. Ich konnte ohne jede Beschwerde meine Cigarre weiterrauchen und um sechs Uhr zum Mittagessen in den Speisesaal gehn. Aber wie hatte sich hier das Bild ver-

ändert! Von den zweihundert Passagieren waren nur noch etwa dreißig erschienen, darunter nur eine Dame, und auch diese verschwand während des Essens. Das Essen war gut, fast zu reichlich, der Wein trinkbar und preiswert. Nach Tisch ging ich mit einigen Herren in den Rauchsalon, wo wir bis gegen elf Uhr plaudernd bei einem Glase Bier zusammensaßen. Von Korsika habe ich nichts zu sehen bekommen, während andre die Leuchtfener der korsischen Küste gesehen haben wollten. Ebensowenig habe ich von Elba etwas wahrgenommen.

An dem andern Morgen, Dienstag dem 18. Oktober, dem Geburtstage unsers unvergeßlichen Kaisers Friedrich und dem Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, stand ich um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr auf und sah die Sonne golden aus dem viel ruhiger gewordenen Tyrrhenischen Meere aufgehen. Dann nahm ich im untersten Schiffsraum ein Wannenbad in kaltem Seewasser. Das Bad war ganz bequem und gut eingerichtet; nur die Temperatur im Schiffsraum war fürchterlich hoch. Allmählich fanden sich viele der gestern seckrank gewesenen Mitreisenden zum Frühstück und dann im Rauchsalon zur Morgenandacht ein. Es wurde ein Vers mit Klavierbegleitung gesungen, dann folgten ein Schriftabschnitt und ein freies Gebet, dann das gemeinsam gesprochne Vaterunser und der Segen; zum Schluß wurde wieder ein Vers gesungen. Jeder von uns hatte ein kleines Liederbuch bekommen, das zwar nicht viele, aber doch die nötigsten geistlichen Lieder, übrigens auch vaterländische und Volkslieder enthielt.

Nach der Andacht erfuhren wir, daß Graf und Gräfin Pf. wegen eines Herzleidens des Grafen auf ärztlichen Rat das Schiff in Messina zu verlassen wünschten. Herr Stangen entschloß sich darum, Messina anzulaufen, während er ursprünglich beabsichtigt hatte, Sizilien nicht zu berühren. Als wir am Morgen des 19. Oktobers, Mittwochs, aufstanden, sahen wir uns bei herrlichem Wetter schon inmitten der Liparischen Inseln. Zur rechten hatten wir Stromboli, den rauchenden Vulkan, den die Alten als Sitz des Aiolos betrachteten, links Lipari und Salina. Es fuhr sich hier prächtig. Bald schauten wir die Berge Siziliens und endlich auch den ersuchten Atna, ein gewaltiges Massiv, dessen Spitze für uns meist von Wolken verhüllt war. Einige wollten Rauch aus dem Krater aufsteigen sehen; ich habe trotz meines vorzüglichen Glases keinen entdeckt. Bei der Einfahrt in die Meerenge sahen wir links die Küste und die Berge von Kalabrien; höchst malerisch liegt Gioja vor uns, daneben lange Eisenbahnviadukte längs der Küste. Darüber die Skylla, eine steile, mit Geschützen montierte Klippe; ein frappierender Gedanke, an Stelle des menschenverschlingenden, sechsköpfigen Ungeheuers der Alten eine moderne Schanze mit männermordenden Gußstahlgeschützen zu setzen. Von dem gegenüberliegenden Strudel der Charybdis ist natürlich nichts zu sehen. Wenn wirklich im Altertum hier am Eingange der Meerenge ein gefährlicher Wirbel vorhanden war, was gar nicht unwahrscheinlich ist, so war die Szenerie hier für die Skylla und die Charybdis im Sinne der Alten wie gemacht. Der Zauber der Poesie umfließt die Gefilde, längs deren wir dem

sich halbkreisförmig zu unsrer Rechten malerisch aufbauenden Messina entgegenfuhren. Links von der Stadt der imposante Ätna. Wir hielten im Hafen, Graf und Gräfin Pf. nahmen Abschied und wurden ausgebootet. Als sie vom Schiff abstiegen, sang die Reisegesellschaft: „Zieht in Frieden eure Pfade,“ und es ging eine Art herzlicher Bewegung über die Angesichter der Scheidenden und Bleibenden. Vom Schiffe ging Sanitätsrat Dr. G. aus Berlin vorsorglich mit an Land und brachte von dort Zeitungen mit, die natürlich verschlungen wurden. Danach hatte in Paris Prinz Philipp von Orleans einen Putzsch unternehmen wollen, der aber mißglückt war. Wichtiger für uns war ein Telegramm der Messinaer Zeitung, wonach unser Kaiserpaar zwar gleich uns bei der Abfahrt eine stürmische Fahrt gehabt hatte, aber glücklich in Konstantinopel angekommen war. Wir lagen vor Messina wohl eine bis zwei Stunden. An unser Schiff kamen zahlreiche sizilianische Boote heran, und bei dem herrlichen Wetter und der spiegelglatten See entwickelten sich da allerlei drollige Szenen. In einem Boote machten vier junge Sizilianer Musik mit südlichem dramatischem Feuer und offenbar musikalischer Begabung. In andern Booten kamen musizierende Frauen und Mädchen an unser Schiff, auch einige bettelnde Nonnen, die einen zudringlichen, schmutzigen, unfeinen Eindruck machten, sehr verschieden von unsern katholischen, deutschen Klosterfrauen, deren feine Würde auch bei uns Evangelischen Respekt erweckt. Noch andre Boote brachten herrliche Trauben von erstaunlicher Größe, auch prächtige Feigen und Äpfel, noch andre kleine kunstgewerbliche Arbeiten, Marmorfigürchen, vergoldete Stierhörner, Singvögel in kleinen Käfigen, die aus Holz geflochten waren, und andres. Schnell entwickelte sich ein förmliches Jahrmarktstreiben. Von dem hohen Schiffsbord wurden vermittelt aller möglichen Pantomimen unter Zuhilfenahme einzelner deutscher und italienischer Ausdrücke mit den Sizilianern in den unten schaukelnden Booten zahlreiche Handelsgeschäfte gemacht. Es nahm sich höchst spaßhaft aus, wenn unten im Boot ein Sizilianer ein paar vergoldete Stierhörner hochhielt, sie abwischte und lieblosend streichelte und sie dann unter lebhaften Gebärden mit einem wohlklingenden Redestrom zum Kauf anbot. Dann rief ein Reisender vom Schiff hinunter: *Quanto costa?* Der Verkäufer zeigte seine fünf Finger und schrie erläuternd herauf: *cinque lire*. Dann rief der Herr auf dem Schiff: *una lira!* Der Verkäufer machte eine Gebärde, wie wenn er vor Schreck umfallen müßte, schlug sich an die Brust, raufte die Haare, kurz, that ganz verzweifelt und schrie: *no, no, signore, impossibile, oh, oh!* Dann rief der Herr von dem Schiff ihm zu: *ancora trette centesimi* und fingerte überflüssigerweise ihm das auch noch vor. Wie eine Rake kam dann ein Junge aus dem Boot am Schiff in die Höhe geklettert, brachte die Hörner und nahm das Geld dafür mit. Einer der Berliner Herren sagte lustig: Die reine Holzauktion im Grunewald.

Bald fuhren wir weiter an Messina entlang. Auch das entzückende Taormina sahen wir liegen und die Südküste von Kalabrien. Das Wetter war wundervoll. Noch am Abend blieb die großartige Silhouette des Ätna am

westlichen Himmel sichtbar. Darüber in wunderbar reiner Luft die zunehmende Mondichel und neben ihr die Venus in nie gesehenem Glanze. Auf dem Oberdeck wurden abends patriotische Lieder gesungen, und einer der mitreisenden Johanniter, Freiherr von B. aus München, hielt eine vaterländische Rede von zündender Wirkung. Erst nach elf Uhr ging alles zu Bett, oder man machte sich ein Lager auf Deck zurecht.

Donnerstag, den 20. Oktober, sahen wir nur Wasser und Himmel. Aber man kam sich allmählich untereinander immer näher. Ich hatte ein interessantes Gespräch mit dem Prälaten S. aus Stuttgart über Lehrerbildung und Schulverhältnisse in Württemberg und bei uns, und ebenso mit dem Superintendenten R. aus Witten a. d. Ruhr über die Verhältnisse der separierten Lutheraner in Witten, die eine eigne separierte lutherische Schule für sich verlangten. Kurz, ich erfuhr allerhand auch amtlich beachtenswerte und nützliche Dinge. Es war sehr warm geworden. Abends zehn Uhr zeigte das Thermometer auf Deck noch 23 Grad Réaumur. Wir näherten uns, wie die Schiffsleute sagten, der Insel Kreta und wurden darauf aufmerksam gemacht, daß wir bald das Leuchtfeuer der kleinen Insel südlich von Kreta passieren würden, wo auch der Apostel Paulus auf der Reise nach Rom angefahren war (Apostelgesch. Kap. 27). Wir sahen denn auch später östlich von uns ein helles Licht. Man bedeutete uns aber, daß es kein Leuchtfeuer, sondern das Licht eines großen Dampfers sei. Trotz der Wärme schlief ich in meiner Kabine vortrefflich. Der nächste Morgen (Freitag) war herrlich. Es wurde aber so warm, daß ich die leichteste Sommerkleidung anlegen mußte, die ich bei mir hatte. Immerhin machte die frische Seeluft die Fahrt angenehm. Wir fuhren jetzt etwas schneller, als im Anfang, dreizehn Knoten die Stunde.

Nachmittags saß ich mit dem Oberkonsistorialrat D. von Braun aus Stuttgart und mit der Gattin des Buchhändlers Kober aus Basel, einer Tochter des frühern evangelischen Bischofs von Jerusalem, Gobat, zusammen auf Deck. Sie erzählten sehr betrübt, daß Herr Kober, der jetzige Inhaber des Spittler'schen Verlags in Basel, durch die Reise in hohem Grade nervös erregt sei. Sie hatten schwere Sorge um ihn. Inzwischen kam Herr Kober selbst an uns heran und setzte sich zu uns. Er war ein stattlicher, schöner Mann, kaum über die vierzig hinaus, und sah gar nicht leidend aus. Ich sprach mit ihm über das in seinem Verlage erscheinende eschatologische Blatt „Der Weissagungsfreund“, das ich auf Veranlassung meines verstorbenen Vaters R. seit Jahren halte und lese. Ja, ich habe auch einmal einen Artikel über die Sozialdemokratie darin veröffentlicht. Das gab eine Menge Anknüpfungspunkte, und wir unterhielten uns recht eingehend. Herr Kober klagte mir, daß er nervös angegriffen sei, er hoffe aber, mit Gottes Hilfe seiner Nerven, Gedanken und Phantasien Herr bleiben und sie in Zucht halten zu können. Er sprach verständig und nahm sich sichtbar zusammen, sodaß man auch nicht entfernt an einen schlimmen Ausgang denken konnte. Immerhin brach ich das Gespräch ab, um seine Erregung nicht zu steigern, zumal da er mir sagte, er

habe früher schon ähnliche Zustände durchgemacht und sei dabei bis zum Hellschauen gekommen. Er wollte mir das erklären, ich wich aber aus und trennte mich in freundlicher Weise von ihm. Am andern Tage (Sonntag, dem 22. Oktober) kam ich früh auf Deck und erfuhr dort, der Zustand des Herrn Kober sei während der Nacht immer schlimmer geworden, seine Unruhe habe sich von Minute zu Minute gesteigert. Man habe einen Arzt rufen müssen, und zuletzt sei der Kranke förmlich tobsüchtig geworden. Er sei zwar mittels Morphium beruhigt worden, aber es scheine mit seinem Leben zu Ende zu gehn. In der That ist er dann morgens zwischen acht und neun Uhr sanft entschlafen. Nun hatten wir eine Leiche an Bord, ein erschütterndes Memento mori. Namentlich bewegte uns das Los der so schwer betroffenen Frau. Sie war seit ihrer Verheirathung nicht mehr in Jerusalem gewesen und hatte sich auf diese Reise kindlich gefreut. Nun waren ihre Hoffnungen jäh geknickt, und unter wie peinlichen, innerlich und äußerlich schweren Verhältnissen! Ich gab der tief gebeugten Frau die Hand und fand sie gefaßt und in Gottes Willen ergeben. Die Stuttgarter Freunde, namentlich Oberkonsistorialrat von Braun und dessen Gemahlin standen ihr mit vollkommener Selbstverleugnung wahrhaft helfend und tröstend zur Seite.

Im Laufe des Vormittags näherten wir uns dem Hafen von Alexandrien. Immer deutlicher wurden die Linien der flachen afrikanischen Küste, gerade vor uns stand wie ein senkrechter Strich der Leuchtturm von Alexandrien. Mittags lag die ganze große Stadt mit ihren Forts und Palästen langgestreckt in gelblichem Lichte vor uns, neben dem Palais des Khedive einige Palmen, das Ganze ein eignes, aber wenig imponantes Bild. Wir mußten wohl zwei Stunden lang still liegen, die englische Flagge, unter der wir fuhren, halb Mast gehißt, darüber ein gelber Quarantänewimpel. Endlich kam der ägyptische Sanitätsoffizier an Bord. Die Leiche des Herrn Kober sollte hier in das deutsche Diakonissenhospital gebracht werden. Oberkonsistorialrat von Braun hielt auf dem Schiffe noch einen Trauergottesdienst für den Verstorbenen. Seine Worte machten auf die Reisegesellschaft einen tiefen Eindruck. Die Leiche wurde von ihm in Alexandrien beerdigt, und Frau Kober sollte von hier direkt nach Basel zurückkehren. Nach drei Uhr nachmittags kamen die Boote ans Schiff, und wir wurden unter dem Geschrei der farbigen Bootsleute ans Land, an die Küste des „schwarzen Erdteils“ gebracht. Nicht ohne eine gewisse Bewegung betrat ich den Boden Afrikas. Wir wurden direkt am Güterbahnhof ausgebaut. Im Hafen wimmelte es von großen Dampf- und Segelschiffen der verschiedensten Nationen, und der Lärm der schreienden Bootsleute war betäubend. In Afrika schreit alles. Von einem Befehl der Stadt (Pompejushäule, Palast des Vizekönigs usw.) konnte keine Rede mehr sein, aber wer hätte auf diesem Boden nicht der großen Vergangenheit gedacht, deren Spuren hier unvertilgbar sind? Wir belegten Plätze in dem bereitstehenden Extrazuge, der uns nach Kairo bringen sollte. Am Lande kamen uns der deutsche Konsul von Hartmann mit dem Vizekonsul von Eckardt, der noch im vorigen Winter

in Berlin bei uns getanzt hatte, entgegen, begleitet von den im Orient unvermeidlichen beiden goldstrohenden Konsulatskawaffen. Wir wurden von den Herren freundlich begrüßt und erfuhren allerlei — auch politische — Neuigkeiten, Gerüchte über die Bedrohung unsers Kaisers durch italienische Anarchisten, von denen es hier und in Kairo wimmeln sollte. Wir mußten uns aber doch sagen, daß der Gefahr glücklicherweise die Spitze abgebrochen war, wenn derartige Attentate, falls sie wirklich geplant sein sollten, solange vorher bekannt wurden. Auf dem Bahnhofe in Alexandrien sahen wir alle möglichen Völkertypen, ganz schwarze, tief braune, gelbe und weiße. Von Alexandrien bis Kairo hatten wir 208 Kilometer Eisenbahn zu fahren. Der Komfort dieser Fahrt war sehr mäßig. Das Innere der Wagenabteile war unsauber und unappetitlich, der Staub trotz des vielen Wassers zu beiden Seiten der Bahn sehr arg. Gegen $\frac{1}{2}$ 5 Uhr fuhren wir ab. Gleich hinter Alexandrien hatten wir zur rechten den großen See Mariüt (Mareotissee), links den Mamädjekanal. Das Landschaftsbild war sehr charakteristisch. Zunächst auf beiden Seiten weite Wasserflächen mit wenigen trocknen Erhebungen. Flamingos, nach denen wir ausschauten, sahen wir nicht, aber in den Kanälen standen oft ganze Büffelherden im Wasser. Elende Fellachendörfer wechselten ab mit Baumwollen- und Zuckerrohrfeldern. Auf den staubigen Wegen längs der Bahn sah man hie und da ein beladenes Kamel, auch auf Eseln reitende Männer und Frauen. Auf der Station Damanhür wurden allerlei gute Früchte angeboten.

Als wir zu der großen Station Tanta kamen, war es schon völlig Nacht; das Büffett des Bahnhofes war gut besetzt, und ich erhielt leicht eine Flasche guten Rotweins. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr waren wir in Kairo. Am Bahnhofe erwarteten uns vorausbestellte Wagen, und wir fuhren durch die hell beleuchteten und fremdartig bevölkerten Straßen zum Hotel Shepheard, nahe den großartigen Esbekijehanlagen, einem Achteck von 32000 Quadratmetern Fläche mit herrlichen Gewächsen, Teichen, Kaskaden, Caféhäusern und dergleichen. Ich erhielt in Shepheards Hotel ein prachtvolles Zimmer mit allem Komfort, wo ich mich nach Herzenslust sauber machen und zu dem Diner anziehen konnte, mit dem wir hier den Geburtstag unsrer Kaiserin feierten. Der schöne, helle, reich dekorierte Saal, die tadellos hergerichtete und ausgezeichnet versehene Tafel, die reichliche, gut geschulte, aufmerksame Bedienung, und nicht zum wenigsten das Bewußtsein, inmitten einer deutschen, festlich gestimmten Gesellschaft zu Ehren unsrer Kaiserin versammelt zu sein, gaben unserm Zusammensein einen gehobnen, festlichen Charakter. Ich war ersucht worden, den Trinkspruch auf die Kaiserin auszubringen. Ich that es, ungefähr mit folgenden Worten:

Wir haben heute früh den Tag mit einer ernsten und schweren Führung angefangen. Wir wissen aber, daß die schweren Lebensführungen nicht die übelsten für uns sind. Die ältern unter uns haben es tausendfach erfahren, daß Gott uns damit das sagt, was für uns das allernötigste ist. Der Ein-

druck, den wir durch das Hinscheiden eines werten Gliedes unsrer Gemeinschaft empfangen haben, wird hoffentlich nicht mit dem heutigen Tage entschwinden, sondern tief und nachhaltig in unsern Herzen nachklingen, uns allen zu bleibendem Segen. Wenn dieser Wunsch Wahrheit ist und zur Wahrheit wird, so ergibt sich daraus, daß die schweren Lebensführungen, die Gott uns schickt, die dankbare Freude nicht ausschließen. Für uns Deutsche und Preußen ist aber der heutige Tag ein Tag dankbarer Freude. Denn heute ist der Geburtstag unsrer lieben Kaiserin, und die unter uns, die nicht Reichsdeutsche sind, werden die Empfindungen, die uns aus diesem Anlaß heute bewegen, sicherlich verstehen. Wir haben allen Grund, Gott dankbar zu sein, daß er unserm Kaiser diese Gemahlin, uns und unserm Volke diese Kaiserin geschenkt hat. Wir treiben keinen Byzantinismus, der sich überhaupt nicht, am allerwenigsten für evangelische Männer. Aber das dürfen wir, ohne den Vorwurf der Übertreibung fürchten zu müssen, aus unserm innersten Herzen heraus sagen: Unsre Kaiserin ist eine Fürstin nach dem Herzen Gottes. Wir dürfen auf sie alles, was in den Sprüchen Salomos von einem frommen und tugendhaften Weibe gesagt ist, einfach und nüchtern anwenden. Wer ihr jemals in die hellen, treuen, tiefen Augen geschaut hat, der hat daraus einen Schatz von Liebe und Güte strahlen sehen, den er nicht vergessen wird. Wir dürfen und sollen Gott dafür danken, daß an der Spitze unsers Volks ein Kaiserpaar steht, dessen Ehe so heilig und rein ist, daß auch die verbittertste Bosheit der Feinde nicht wagt, dieses Verhältnis zu beschmutzen, weil sie wissen, daß sie daran lügen würden. Das weiß unser ganzes Volk. Was das aber für ein Volk bedeutet, wird jeder ermessen, der sich klar macht, daß Reinheit und Heiligkeit des Familienlebens und der Ehe nach Gottes Willen das Fundament aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung ist. Darum wünschen wir heute unsrer geliebten, holdseligen Kaiserin, daß Gott ihr dieses ihr häusliches Glück erhalten und schirmen wolle, daß er unserm Kaiserpaare den siebenfachen Segen in den sechs Prinzen und der Prinzessin, die er wie Äzweige um den kaiserlichen Tisch gestellt hat, behüten und die Kinder gedeihen und blühen lassen wolle, ihm zur Ehre, der Kaiserin und dem Kaiser zur Freude, unserm Volke und Vaterlande zum Heil. Gott wolle unser teures kaiserliches Paar glücklich und unverehrt wieder in die Mitte seines Volks, in die geliebte Heimat zurückführen. Alles, was wir der Kaiserin heute zu wünschen haben, fassen wir in dem einen Wunsch zusammen: Gott segne, schütze und schirme unsre geliebte Kaiserin und Königin und gebe ihr seinen Frieden und alles Glück und Heil, was ein Menschenherz auf Erden erfreuen und beseligen kann. Ihre Majestät, unsre Kaiserin und Königin Auguste Viktoria, lebe hoch!

Alles stimmte ein, und das Fest verlief in bester Stimmung. Wie schnell wechseln auf einer solchen Reise die Eindrücke! Morgens auf dem Schiff der Ernst des Todes, mittags die Landung auf afrikanischem Boden, dann die Eisenbahnfahrt durch das überschwemmte Wunderland, und am Abend das Behagen eines vorzüglichen Hotels und die Freude an einem in bester Gesell-

schaft gefeierten patriotischen Feste. Fast zu viel, als daß jedes für sich hätte zu seinem vollen Rechte kommen können. Abends saßen wir noch bis nach Mitternacht auf der großen, schönen Terrasse vor dem Hotel. Ich schlief prächtig, zum erstenmal unter einem veritablen Moskitoneß.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wirtschaft und Politik. Es giebt ein Buch „Wirtschaft und Recht,“ das sich gegen die materialistische Marx'sche Auffassung wendet, als wäre die Rechtsanschauung eines Volkes von dessen Wirtschaftsform abhängig, und beide zusammen unter zwei Namen eigentlich nur ein Körper. Es wäre ebenso verdienstlich, ein Buch zu schreiben: „Wirtschaft und Politik,“ um den landläufigen Glauben zu widerlegen, als seien Wirtschaft und Politik eigentlich dasselbe, als wäre alle vernünftige Politik im Grunde nur Volkswirtschaftspolitik, oder gar Handelspolitik. Chamberlain hat sich zu dem Ausspruch verstiegen, daß das Londoner Auswärtige Amt, wenn es seine Sache recht verstünde, sich als Handelskontor ansehen müsse. Diese Anschauung kann ein englischer Staatsmann wohl haben, dessen Vaterland seit Jahrhunderten keine gefährlichen Angriffe, die bis ins Mark dringen, hat aushalten müssen. Ein deutscher Staatsmann weiß aber, daß es sich in allen den zahlreichen Kriegstürmen, die über Deutschlands Boden gegangen sind, immer um ganz andre Dinge gehandelt hat, als um handelspolitische. Unre Politik hat zunächst und wohl noch auf lange hinaus nur die eine recht schwere Aufgabe, die Heimat zu schützen, neben der die Vermehrung des Volkswohlfstands nur wie das Mittel neben dem Zweck dasteht.

Es erscheint mir überhaupt als ein Irrtum, wenn man es für die Pflicht des Staats erklärt, das Volk reich zu machen, während es doch umgekehrt die Pflicht des Volks, unre Pflicht ist, das von den Vätern ererbte Staatswesen ungeschwächt an politischer Macht der kommenden Generation zu übergeben. Reichtum bedeutet aber noch lange nicht politische Macht. Muskeln und Knochen allein, so stark sie auch sein mögen, machen noch keinen Mann, sondern erst das wunderbare physische Etwas, das dem Manne die geistige und leibliche Zeugungskraft giebt. So bleibt auch ein Volk, wenn es nur reich ist und mit dem alten Reichtum stetig neuen erwirbt, politisch impotent und ist dazu da, die Beute des Stärkern zu werden, solange es nicht auch den Willen zur Macht hat, zur Selbständigkeit, die man Freiheit nennt, wenn sie in Gefahr ist, verloren zu gehn. Für diese Güter seine Reichtümer zu opfern muß es entschlossen sein. Das Volk braucht allerdings Reichtümer, wenn es welche opfern soll. Aber notwendiger und doch seltner ist die Bereitwilligkeit eines Volks, seine Reichtümer wieder zu opfern. Weder am privaten Reichtum, noch am Reichtum der Staatskassen, noch an der Kopfzahl der Bewohner, noch gar an der Anzahl der Quadratmeilen, oder an der Ausdehnung der Kolonien darf man die politische Macht eines Volks messen, sondern nur an der Bereitwilligkeit, Opfer an Gut und Blut zu bringen.

Wir sind in den letzten Jahrzehnten ein gut Teil reicher geworden. Das meiste von diesem Reichtum haben wir dem Auslandshandel und Auslandsgewerbe